

CHRISTIAN KIRCHMEIER

SPEZIALISIERUNG UND UNIVERSALISIERUNG.
FÜR EINE GERMANISTISCHE MEDIENKULTURWISSENSCHAFT

Um die Germanistik als Studienfach an deutschen Hochschulen ist es auf den ersten Blick nicht schlecht bestellt. Im Wintersemester 2020/21 stand das Fach mit 69.256 Studierenden auf dem zehnten Platz der beliebtesten Studienfächer.¹ Allerdings liegt es damit bereits mehr als 20.000 Studierende unter seinem historischen Höchstwert im Wintersemester 2003/04. Um das ins Verhältnis zu setzen: Dieser Rückgang entspricht der Gesamtzahl der Germanistikstudierenden an allen Hochschulen der zwölf kleineren Bundesländer im Wintersemester 2020/21 – also allen Germanistikstudierenden in Hessen, Rheinland-Pfalz, Sachsen, Berlin, Schleswig-Holstein, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Bremen und im Saarland.² Berücksichtigt man zudem die insgesamt steigenden Studierendenzahlen, fällt der Rückgang noch stärker ins Gewicht.³ Im Wintersemester 1975/76 waren noch 6,8% aller Studierenden an deutschen Hochschulen in die Germanistik eingeschrieben. Dieser Wert ist – mit Ausnahme eines Zeitraums von zwölf Jahren nach der Wiedervereinigung – kontinuierlich gesunken, von einem Zwischenhoch von 4,6% im Wintersemester 2002/03 auf zuletzt nur noch 2,4% im Wintersemester 2020/21. Die Corona-Krise hat diese Entwicklung möglicherweise etwas beschleunigt, der Rückgang bleibt jedoch im Rahmen der Vorjahreswerte.

Dieser Befund wird ein wenig relativiert durch das Entstehen neuer Studiengänge seit der Bologna-Reform. Und doch konnten andere Geisteswissenschaft-

1 Quelle: Statistisches Bundesamt, Genesis online, <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online>, Code 21311-0003 (letzter Aufruf 24. 8. 2021).

2 Ebd., Code 21311-0006 (letzter Aufruf 24. 8. 2021).

3 Quelle: Statistisches Bundesamt, Studierende insgesamt und Studierende Deutsche im Studienfach Germanistik/Deutsch nach Geschlecht. Lange Reihen mit Jahresergebnisse ab 1975, <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Hochschulen/Tabellen/lrbilo4.html> sowie Statistisches Bundesamt, Studierende insgesamt und Studierende Deutsche nach Geschlecht. Lange Reihen mit Jahresergebnisse ab 1975, <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Hochschulen/Tabellen/lrbilo1.htm> (letzter Aufruf 24. 8. 2021).

ten, wie die Geschichtswissenschaft und die Philosophie, in den vergangenen 15 Jahren einen deutlichen Anstieg ihrer Studierendenzahlen verzeichnen. Der Weg der Germanistik zum »kleinen Fach«, von dem Albrecht Koschorke gesprochen hat,⁴ ist ein Sonderweg der meisten Nationalphilologien,⁵ dessen Ende noch nicht in Sicht ist. Und es ist offen, ob dabei die besonders geeigneten Studentinnen und Studenten bleiben oder ob sich nicht gerade diese Gruppe für die Komparatistik, die Film-, Medien- oder Theaterwissenschaft entscheidet.

Relevanzfragen

Die sinkenden Studierendenzahlen sind ein erster Indikator für einen gewissen Relevanzverlust der Germanistik, der genauer beschrieben werden muss. Nun hat das Coronajahr 2020 mit seiner Systemrelevanz-Debatte verdeutlicht, dass von Relevanz nur dann sinnvoll gesprochen werden kann, wenn man das ›System‹ auch benennt, für das etwas relevant sein soll. In Pandemiezeiten war vor allem das System der öffentlichen Ordnung gemeint, oft aber (und häufig unausgesprochen) zugleich das Wirtschaftssystem. Nicht von ungefähr machte der Begriff der Systemrelevanz seine Karriere bereits im Zuge der Finanzkrise, in der Unternehmen als ›systemrelevant‹ galten, deren Scheitern einen erheblichen Schaden des Finanzsystems erwarten ließ.

Auch zur Beantwortung der Frage, wie relevant die Literaturwissenschaften sind, wird die Wirtschaft immer häufiger als Bezugssystem gesetzt. Das geschieht insbesondere dann, wenn sich Wissenschaftspolitik ökonomische Relevanzkriterien zu eigen macht. 2020/21 hat sich dies an der Diskussion über eine Novellierung des bayerischen Hochschulrechts gezeigt, der zufolge ›Transfer‹ als dritte akademische Säule neben Forschung und Lehre gestellt werden soll.⁶ Ein solcher hochschulpolitischer Eingriff würde die Relevanz der Wissenschaften unweigerlich in Richtung des Wirtschaftssystems verschieben. Die Fürsprecher eines »ganzheitliche[n] Transfer-Begriff[s]« betonen zwar, dass Trans-

4 Albrecht Koschorke, Die Germanistik auf dem Weg zum kleinen Fach, in: DVjs, 89/4: 2015, S. 587-594.

5 Zwischen dem WS 2003/04 und dem WS 2019/20 (also vor der Corona-Krise) sind die Studierendenzahlen in der Germanistik um 22,2%, in der Slawistik um 39,2%, in der Romanistik sogar um 66,1% zurückgegangen, während die Anglistik einen Zuwachs von 2,3% verzeichnet (Quelle: wie Anm. 1).

6 Vgl. Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, Eckpunkte zur Novellierung des Bayerischen Hochschulrechts, 20. 10. 2020, https://www.stmwk.bayern.de/download/20668_MRV-Novellierung-des-Bayerischen-Hochschulrechts-Eckpunkte-Hochschulrechtsreform_final_20102020.pdf (letzter Aufruf 24. 8. 2021), S. 4 f.

fer nicht nur in wirtschaftliche, sondern auch in kulturelle Bereiche möglich sei.⁷ Aber selbst dann gibt die wirtschaftliche Verwertung von Wissen immer noch das Modell vor.

Was die Kategorie des Transfers für die Wissenschaft tatsächlich bedeutet, lässt sich genauer beschreiben, wenn man im Sinne Niklas Luhmanns zwischen Leistung und Funktion unterscheidet.⁸ ›Leistung‹ bezieht sich demnach auf den Transfer in andere soziale Teilbereiche. Die Literaturwissenschaften erbringen beispielsweise durch die Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern eine Leistung für den Deutschunterricht an der Schule, sie können eine ökonomische Leistung für ein Unternehmen erbringen, das automatisierte Textanalysen durchführt, eine Leistung für das Literatursystem durch die Beteiligung an Kursen für kreatives Schreiben oder für die Massenmedien, indem sie über ihre Forschungsergebnisse öffentlich informieren.

Davon zu unterscheiden ist die Funktion von Wissenschaft, die sich auf eine pluralisierte Gesellschaft als Ganze bezieht (also nicht nur auf ihre Teilsysteme). Diese Funktion besteht primär darin, in einem methodengeleiteten Verfahren neue Erkenntnisse zu erzeugen. Wie Peter Strohschneider betont hat, beinhaltet diese Funktion immer die ›Zumutung‹, dass dabei ständig widersprüchliche Wahrheiten miteinander konkurrieren und man in aller Regel gerade nicht weiß, was mit den Erkenntnissen denn nun eigentlich anzufangen sei.⁹ Gesamtgesellschaftlich relevant ist Wissenschaft also insbesondere deswegen, weil sie von außen an sie gerichtete Transfererwartungen systematisch unterläuft. Der Jurist Christoph Möllers hat die Literaturwissenschaften daher zurecht davor gewarnt, nach einer Relevanz im Sinne einer Transferleistung zu suchen.¹⁰

7 Bayerisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, Digital und interaktiv: Großes Interesse an Livestreams zur Hochschulreform, 1. 3. 2021, <https://www.stmwk.bayern.de/allgemein/meldung/6618/digital-und-interaktiv-grosses-interesse-an-livestreams-zur-hochschulreform.html> (letzter Aufruf 24. 8. 2021).

8 Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1997, Bd. 2, S. 757-760.

9 Peter Strohschneider, *Zumutungen. Wissenschaft in Zeiten von Populismus, Moralisierung und Szientokratie*, Hamburg 2020, S. 129-159.

10 Christoph Möllers, *Disziplinbegrenzung zwischen Historismus und Relevanzbedürfnis*, in: *DVjs*, 89/4: 2015, S. 485-493.

Die Notwendigkeit der Spezialisierung

Worin nun die gesamtgesellschaftliche Relevanz der Literaturwissenschaften jenseits von Transfererwartungen besteht, lässt sich von der Funktion der Literatur für moderne Gesellschaften ableiten. Diese Funktion beruht vor allem darauf, dass Literatur verschiedene Perspektiven auf die Welt entwirft und so die für pluralisierte Gesellschaften fundamentale Erkenntnis ausdrückt, dass sich diese Gesellschaften nicht mehr auf eine zentrale Perspektive festlegen lassen. Rezipientinnen und Rezipienten von Kunst sind systematisch damit beschäftigt zu beobachten, wie andere beobachten.

Die Literaturwissenschaften fügen dieser Konstellation zunächst eine weitere Ebene hinzu. Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler sind gewissermaßen »Beobachter dritter Ordnung«.¹¹ Als solche können sie erkennen, dass die Kontingenz historischer Perspektiven immer begrenzt ist. Sie können also beobachten, dass in einer bestimmten historischen Situation nicht jedes Deutungsmuster wahrscheinlich ist, sondern dass zu allen Zeiten kulturell variierende »Ordnungszwänge[] im Bereich des nur Möglichen« existieren.¹² Als historische Wissenschaften können die Literaturwissenschaften somit die »Geschichte der Gegenwart«¹³ als kontingenten und offenen Prozess darstellen. Sie tragen dann einerseits dazu bei, die historischen Konstitutionsbedingungen von kulturell immer noch wirksamen Sinndispositionen besser zu verstehen (indem sie kulturell vertraute Deutungsmuster historisch zu einem Zeitpunkt beobachten, an dem sie außergewöhnlich waren). Andererseits machen sie historische Alteritäten sichtbar (indem sie vergessene Deutungsmuster beschreiben, die in einem anderen kulturellen Kontext selbstverständlich waren). Sie eröffnen damit nicht nur einen Blick auf die Gegenwart, sondern ermöglichen auch eine Kritik der Narrative, die in dieser Gegenwart wirksam sind.

Um kulturelle Orientierung zu stiften, müssen historisch arbeitende Wissenschaften die Komplexität ihres Materials reduzieren, sich also auf einen bestimmten Gegenstandsbereich spezialisieren. Für die germanistische Literaturwissenschaft wurde das durch die Reduktion auf das Medium der Literatur sowie auf die deutsche Sprache möglich. Erst diese Beschränkung erlaubte es, einen Kanon zu

11 Vgl. Elena Esposito, Die Möglichkeit der Beobachtung dritter Ordnung, in: Theorie-
theorie. Wider die Theoriemüdigkeit in den Geisteswissenschaften, hg. von Mario Grizeli
und Oliver Jahraus, München 2011, S. 135-147.

12 Niklas Luhmann, Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1997, S. 238, Kursivierung
entfernt.

13 Michel Foucault, Überwachen und Strafen, Frankfurt a. M. 1994, S. 43.

erstellen und Epochenmodelle zu entwickeln, die als Vorgeschichte der Gegenwart begriffen werden konnten.

Die Darstellungen von Geschichte und Gegenwart sind dabei wechselseitig voneinander abhängig: Einerseits wird Gegenwart nur insofern verständlich, als sie qua Kontinuität und Diskontinuität auf ihre Vergangenheit bezogen ist. Andererseits müssen aber auch die Typisierungen der Vergangenheit plausibel genug sein, um als Vergangenheit der Gegenwart akzeptiert zu werden. Die Literaturwissenschaften können nur dann relevant für Verständnis und Kritik gegenwärtiger Ordnung sein, wenn es ihnen gelingt, diese Verbindung herzustellen. Nur dann können sie die Apriori der Gegenwart als historisch gemachte Apriori sichtbar machen.

Universalisierungsanforderungen

Diese Plausibilität scheint den Literaturwissenschaften abhandenzukommen. Das zeigt sich an der abnehmenden Bedeutung von Germanistinnen und Germanisten im öffentlichen Diskurs ebenso wie an den sinkenden Studierendenzahlen. Dabei führt vor allem letzteres in den ›Auslandsphilologien‹ zu strukturellen Veränderungen. Immer häufiger werden nationalphilologisch strukturierte Institute zu größeren Einheiten zusammengeschlossen und inhaltlich neu ausgerichtet. An die Stelle von nationalphilologisch orientierten Studiengängen treten dann vermehrt breite Studienfächer. An der Universität Groningen, an der Helmuth Plessner einst *Die verspätete Nation* verfasst hat, ist Germanistik beispielsweise nur noch als Schwerpunkt eines sehr international und interdisziplinär ausgerichteten BA-Studiengangs »Europäische Sprachen und Kulturen« zu belegen.

Aber auch in Deutschland findet – obwohl die Germanistik dort institutionell sehr viel fester verankert ist – seit den 1960er Jahren eine Reflexion über eine andauernde Krise des Faches statt. Zu den immer wieder genannten Ursachen für diese Krise zählen allgemeine Gründe, wie vor allem die größere Medienkonkurrenz im Zuge der Digitalisierung, sowie spezifisch germanistische Entwicklungen. So dient die Germanistik nicht mehr zur Selbstvergewisserung über die ›verspätete‹ deutsche Nation oder zur Verständigung in einer Gelehrtenrepublik über das Leitmedium Literatur. Für die germanistische Literaturwissenschaft haben dadurch gleich drei konstitutive Elemente ihrer disziplinären Spezialisierung ihre Selbstverständlichkeit eingebüßt. Es ist kaum noch plausibel zu machen, warum man sich auf deutschsprachige Texte, auf das Medium der Literatur und auf

primär ästhetische Fragestellungen beschränken sollte, um sich in der Gegenwart zu orientieren.

Die Germanistik hat die Konsequenz daraus schon längst gezogen und auf die veränderten Anforderungen mit einer zunehmenden Universalisierung ihres Gegenstandsbereiches reagiert. Wie sollte man auch über die Literatur des 20. Jahrhunderts forschen, ohne den Film zu berücksichtigen? Wie über die Literatur der deutschen Aufklärung ohne die französischen Poetiken? Wie über die Literatur des Realismus ohne die Entwicklung der Wissenschaften? Germanistische Institute bestehen heute überwiegend, ja fast ausschließlich aus komparatistisch arbeitenden Medien- und Kulturwissenschaftler*innen.

Im In- und Ausland ist also gleichermaßen ein Universalisierungsprozess zu beobachten, der den Gegenstandsbereich der Germanistik erweitert. Dabei wäre es vorschnell, die Umstrukturierungen außerhalb der deutschsprachigen Länder als bloßen Niedergang abzutun. So hat sich in Groningen beispielsweise gezeigt, dass sich in ein breites philologisches Fach mehr Studierende einschreiben als in der Summe seiner früheren Teilfächer, weil die Studierenden ihre Interessen in einem breiteren Fach besser repräsentiert finden. Lässt sich also womöglich der Blick umkehren? Lässt sich die Entwicklung der ›Auslandsgermanistik‹ nicht als abschreckendes Beispiel, sondern als ein Lösungsmodell begreifen, das auch ein Vorschlag für die ›Inlandsgermanistik‹ sein könnte?

Eine Pragmatik der Germanistik

Die neuen, breit angelegten Fächer haben den Vorteil, dass sie nicht länger eine Beschränkung ihres Gegenstandsbereichs signalisieren, der ihrer sozialen Funktion nicht gerecht wird und in Forschung und Lehre längst nicht mehr der Realität entspricht. Sie haben allerdings die Nachteile, dass in systematischer Hinsicht ihr theoretisches Fundament nicht immer geklärt ist und inhistorischer Hinsicht angesichts der Ausweitung ihres Gegenstandsbereichs nur schwer ein praktikabler historischer Kanon gebildet werden kann, der nicht nur die jüngste Vergangenheit umfasst. Wenn ihnen das jedoch nicht gelingt, können sie keinen Deutungskontext mehr bereitstellen, vor dessen Hintergrund kulturwissenschaftliche Fragen überhaupt erst verhandelbar werden.

Die Germanistik muss angesichts dieser Situation damit umgehen, ein paradoxes Fach zu werden. Sie muss einerseits den neuen Universalitätsanforderungen gerecht werden und den Bereich ihres Gegenstandes und ihrer Fragestellung in Richtung einer international ausgerichteten Medienkulturwissenschaft ausdeh-

nen.¹⁴ Andererseits muss sie die Notwendigkeit ihrer Spezialisierung anerkennen, die in der Lehre nach einem deutlich reduzierten Kanon verlangt (der freilich den veränderten gesellschaftlichen Erwartungen an einen Kanon gerecht werden muss) und in der Forschung nach der germanistischen Fachtradition, weil sich nur von diesem Kernbestand ausgehend eine stärker universalistisch ausgerichtete Forschung entwickeln kann.

Es wäre dann nur konsequent, auch im deutschen Sprachraum die Germanistik als breiteres Fach aufzustellen, ohne dabei den Bezug auf die Fachtradition aufzugeben. Statt von germanistischer Literaturwissenschaft sollte dann besser von einer germanistischen Medienkulturwissenschaft gesprochen werden, wobei sich ›germanistisch‹ eben nicht mehr auf die Sprache, sondern auf eine Forschungstradition bezieht.

Eine solche germanistische Medienkulturwissenschaft wäre eine pragmatische Lösung für die Germanistik. Sie würde an der bestehenden Forschung und Lehre wenig ändern, da die Literatur historisch lange Zeit das wichtigste poetische Medium war, und der Kanon der deutschen Literatur die tragende Säule des Faches bliebe. Sie würde aber ihre Spezialisierung nutzen können, um den universalisierenden Anforderungen einer veränderten Medienwelt gerecht zu werden. Es wäre an der Zeit, diese Veränderungen anzugehen.

14 Vgl. etwa Jörg Schönert, Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Medienkulturwissenschaft: Probleme der Wissenschaftsentwicklung, in: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hg.), Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven, Opladen 1996, S. 192-208; Siegfried J. Schmidt, Medienkulturwissenschaft, in: SPIEL 27/28: 2008/2009, S. 187-206.